

## I. Ozeanien, die Heimat des Neolithikers.

Von Dr. W. Hentschel.

---

Es war mir vergönnt, unter diesem Titel in der prähistorischen Sektion der Isis am 21. Februar d. J. einen Vortrag zu halten, über den ich hier kurz berichte, um noch einige Bemerkungen an das Vorgetragene zu knüpfen.

Nachdem sich die Erkenntnis von der Abstammung der indogräkoitalischen, wie der slawischen und keltischen Völker von den steinzeitlichen Bewohnern der Ostseeküste mehr und mehr befestigt hat, ist in neuerer Zeit auch die Frage nach der Urheimat des Neolithikers besprochen worden. Wenn die Ostseeländer während eines nicht zu weit zurückliegenden Zeitraumes unter dem Nordlandeise begraben lagen, so können ihre Bewohner erst während eines jüngeren Abschnittes der Steinzeit ihre Küstensitze bezogen haben; es fragt sich, von wannen sie gekommen sind?

Als erster hat sich zu dieser Frage meines Wissens Wilser geäußert, der früher an Mitteleuropa dachte, neuerdings auf den Westen des Erdteils als die Heimat des Neolithikers hinwies. Penka neigt derselben Meinung zu, indem er betont, der Osten Europas käme deshalb nicht in Betracht, weil derselbe schon während der Eiszeit den gleichen kontinentalen Charakter getragen habe wie heute, während die Ostseerasse, die wir im heutigen Norddeutschland und Skandinavien vor Augen haben, auf die Dauer nur in einem Seeklima gedeiht: in Norwegen besser als in Schweden, im Norden Deutschlands besser als im Süden, in Kalifornien mit seinem gleichmäßig warmen Klima besser als im kontinentalen Amerika.

Zu demselben Ergebnis ist auch die Sprachvergleichung gelangt, wenn sie eine Reihe durchgreifender indogermanischer Sprachgleichungen aufstellte, die sich auf Gegenstände beziehen, die nur den Bewohnern des europäischen Westens bekannt sein konnten, z. B. die Buche, die an die mitteleuropäische Kalkzone gebunden ist und östlich der Linie Königsberg-Krim nur noch ausnahmsweise vorkommt, unter den Fischen Aal und Lachs, die ostwärts über das Stromgebiet des Schwarzen Meeres hinaus nicht mehr angetroffen werden u. a.

Wie man sieht, richten sich diese sprachlichen Fingerzeige noch gegen die alte Theorie von der vorderasiatischen Heimat der Indogermanen, für die engere Entscheidung für dieses oder jenes Ländergebiet kommen sie nicht in Betracht.

Indessen konnte Wilser sowohl als auch Penka eine Reihe von Argumenten vorbringen, die dafür sprachen, daß der Neolithiker aus dem diluvialen Renntierjäger Westeuropas hervorgegangen sei. Hinter seinem sich in nördlichere Regionen zurückziehenden Jagdtiere her sei er während

der nacheiszeitlichen Jahrhunderte bis an die Nordsee vorgedrungen, wo er feste Wohnplätze bezogen und sich schrittweise auf eine immer höhere Stufe konstitutiver und kultureller Entwicklung emporgehoben habe. Tatsächlich hat man in den ältesten dänischen Muschelhalden aus der Kieferperiode (Fund bei Maglemose) die früher in jenen Abraumhaufen vermissten Renttierstangen gefunden, wie auch einige an die mitteleuropäische Renttierkultur anklingende Geräte und Schmuckstücke.

Gegen diese durchaus nicht unbefriedigende Ansicht erheben sich bei genauerer Betrachtung indessen einige Bedenken. Es ist nämlich auffällig, daß sich die Kjökkenmöddinger fast immer nur in der Nähe des Strandes finden; wo man sie aber im Lande gefunden hat, da liefs sich ihre nachträgliche Verlegung durch Landerhebungen nachweisen. Die Bewohner jener alten Wirtschaftsstätten müssen also wohl ein Seefahrervolk gewesen sein; dafür spricht auch der Umstand, daß die Abfallhaufen neben den Resten zahlreicher Landtiere vornehmlich aus Muschelschalen und Fischresten bestehen, und daß sich unter den letzteren auch solche nachweisen liefsen, die von Hochseefischen herrühren. Die Menschen, die diese Spuren hinterlassen haben, waren der See vertraut, sie waren nicht zufällig hierher geraten; wären sie wirklich die Enkel des mitteleuropäischen Renttierjägers, so wäre der Grund nicht einzusehen, weshalb sie sich unter allen ihnen zu Gebote stehenden Plätzen gerade die Seeküste ausgewählt hätten. Die Geschichte der Seevölker lehrt uns ja, daß sie sich in keinem Falle über Nacht aus landsässigen Völkern entwickelt haben. Die Chinesen haben viele Jahrhunderte ihre wohlgelegenen Küstengebiete bewohnt, ohne jemals seemächtig zu werden, und wenn man an den Japanern anderes gesehen hat, so weiß man, daß hier altes Malayenblut mitspricht und daß die insulare Einspinnung der Japaner eine durch historische Ereignisse bedingte vorübergehende Erscheinung war. Wir haben vielmehr Grund zu der Annahme, es sei dem Menschengeschlecht im Laufe seiner Entwicklung überhaupt nur ein einziges Mal beschieden gewesen, sich mit der See zu vertrauen, so daß sich alle seefahrenden Völker von dieser bestimmten Menschengruppe herleiten, deren Heimat, ich darf es nun aussprechen, in Ozeanien gelegen hat. Dahin möchte ich auch die Heimat des Neolithikers der Ostseeküste und mittelbar des geschichtskräftigen Menschen, der arischen Rasse verlegen.

In der Südsee hatte sich schon während des Diluviums aus der Kreuzung der schwarzen und gelben Menschenrasse jener entwicklungsfähige ozeanische Typus von großer Variationsbreite gebildet, dem das Angebinde der Seeherrschaft in die Wiege gelegt worden war.

Dieser von mir vor Jahren vorgetragene rein hypothetische Gedanke ist in letzter Zeit wiederholt durch ethnologische, mythologische und baugeschichtliche Entdeckungen bestätigt worden. So hat Frobenius nachgewiesen, daß die Sonnenmythen aller Völker von einem ozeanischen Mittelpunkte aus entsprungen sind. Von hier aus haben sie sich (als die Weltanschauungen und Rechtfertigungsgedanken erobernden Seenomaden) über alle Küsten und Länder verbreitet. Klemm hat ihre Träger die aktiven Völker genannt, Lippert nennt sie die uranischen, ich habe sie die heroische Völkergruppe genannt; und es ist sehr auffällig, daß ihr von mir aufgestellter Stammbaum sich mit der Frobeniusschen Mythentafel vollkommen deckt, auffällig, indessen nicht verwunderlich, wenn man sich dem vorgetragenen Gedanken anschließt.

Tut man das, so hat man keinen Grund, nicht auch den Neolithiker als einen Sproß des ozeanischen Völkerstammes anzusehen, der im Verlaufe diluvialer Klimaschwankungen, wahrscheinlich über Afrika, nach Europa vorgedrungen ist. Im Südosten von Afrika hat man steinzeitliche Kulturschichten gefunden, die dem Reichtum und der Gliederung nach mit denjenigen des Ostseegebietes wetteifern, und in Nr. 1 der Zeitschrift für Ethnologie von 1905 hat Ankermann den Zusammenhang westafrikanischer und ostpapuanischer Kulturschichten behauptet. Frobenius hat freilich darauf erwidert: es beständen ja die intimsten Beziehungen zwischen westafrikanischen und westeuropäischen Altertümern, aber das kann doch den nicht Wunder nehmen, der beide Küstenkulturen von Ozeanien herleitet; zwei einer dritten ähnliche Gröfsen müssen doch auch unter sich ähnlich sein.

Wir dürfen annehmen, der neue Mensch habe sich längs des Roten und Mittelländischen Meeres oder gar durch Afrika nach dem Nordwesten vorgeschoben, er habe sich im südlichen Europa unter Vermischung mit negroiden Elementen zum homo mediterraneus umgebildet (der Cro Magnon-Rasse), an den entlegenen Gestaden der Ostsee sich aber in glückverheißender Vereinsamung und Ruhe zu dem wüchsigen Reis entwickelt, aus dem sich in der Folge die indogermanischen Völker abzweigten.

Für diese Auffassung spricht der freilich negative Umstand, dafs die Wissenschaft bisher nicht in der Lage war, eine organische Entwicklung des Neolithikers nachzuweisen; was man in solchem Sinne vorgetragen hat, beruht auf Schein; man vergleicht verschiedene diluviale Funde und bildet sich eine willkürliche Skala, an deren Ende man den neolithischen Menschen als die Krone einer hypothetischen Entwicklungsreihe setzt.

Im Gegensatze dazu hat es den Anschein, als sei der neue Mensch gewappnet und fertig ans Land gestiegen; wo er in der Folge Abänderungen erleidet, da geht es mit ihm nicht bergauf, sondern bergab, da wird sein Wuchs kleiner, da schwinden seine Merkmale im Gefolge von Kreuzung mit minderwertigen Rassen und Kontraselektion. Er steht heute in seinen letzten Positionen vor dem Untergange und damit vor der Aufgabe, nach den sein Dasein bedingenden Existenzgrundlagen zu suchen, nachdem die Geschichte von fünf Jahrtausenden bis zum Überdrufs gezeigt hat, dafs er auf der historisch geschaffenen Grundlage seine Erfolge mit dem Untergange bezahlen mufs.

Ich habe mit diesen Ausführungen mein Thema nicht erschöpft. Ich hatte mich in meinem Vortrage noch mit der interessanten Frage der Depigmentierung der nordischen Rasse beschäftigt, kann mich aber hier nicht dabei aufhalten, weil ich die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift noch auf eine Entdeckung lenken will, die meines Erachtens ein helles Licht auf den hier behandelten Gegenstand wirft. Ich meine die von Paul Sarasin im ersten Doppelheft des laufenden Jahrganges der Zeitschrift für Ethnologie aufgestellte Theorie vom Ursprunge des griechischen Tempels aus der Lobo, dem Männerhause von Celebes.

Die Mitglieder der prähistorischen Sektion sind bereits in einer der letzten Sitzungen durch Herrn Oberbaurat Wiechel auf diesen interessanten Gegenstand hingewiesen worden, durch den eine durch zwei Jahrtausende gespannene kunstgeschichtliche Frage ihren Abschluß findet. Freilich lassen sich diese Dinge nur an der Hand der Sarasinschen Abbildungen würdigen und verstehen; dazu gehören noch weiter einige Erörterungen

desselben Verfassers aus seiner trefflichen Schrift „Zur Einführung in das prähistorische Kabinett der Sammlung für Völkerkunde im Basler Museum“. Ich will es aber versuchen, hier ein gedrängtes Bild der Sarasinschen Wahrnehmungen zu geben.

Derselbe nennt die neolithische Periode das „Zeitalter der Pfahlbauten“; er vergleicht die rezenten Pfahlhäuser der Südsee mit denjenigen des neolithischen Zeitalters, deren Reste ja nicht bloß in Schweizer Seen, sondern, wenn auch in verminderter Form, im weitesten Umkreise der neolithischen Schichten nachgewiesen sind.

Bei seinen Studien in Celebes fiel ihm auf, daß die Pfahlhäuser daselbst hauptsächlich im Bereiche der Flutzone am Seegestade errichtet werden, darüber hinaus in Flüssen und Landseen, an Stellen, die gleichfalls bei Hochwasser überflutet werden. Die Bewohner erklärten ihren Brauch auf Befragen mit der Angabe, es sei ihr Vorteil, wenn der Abraum ihrer Häuser (den sie durch im Boden derselben angebrachte Öffnungen fallen lassen) vom Wasser fortgespült würde. Der Reisende fand denn auch den Boden zwischen den Pfählen nach dem Rückzuge des Wassers rein gefegt und er ist der Ansicht, die ursprüngliche Absicht des Pfahlbaues habe sich auf diese primitive Kanalisation gerichtet. Der Pfahlbau sei also ursprünglich an der Küste entstanden und habe sich auf dem Trocknen nur auf Grund der Konstanz der organischen Bildung erhalten; einige Vorteile mögen dazugekommen sein, z. B. der Schutz vor Ratten, die sich der Pfahlbauer durch glatte und abgerundete Kopfstücke an seinen Pfählen, die dem Echinus der dorischen Säule gleichen, vom Leibe hält.

Diese Wahrnehmungen aus dem ozeanischen Inselgebiete sind, so meint Sarasin ungewungen, auf unsere neolithischen Verhältnisse zu übertragen. Wir haben uns die Kjökkenmöddinger natürlich von Pfahlbaudörfern überragt zu denken, nur daß dieselben hier aus irgendwelchen Gründen, vielleicht aus Sorge der Anwohner vor den Hochfluten, vielleicht auch erst im Laufe der Zeit durch Landerhebungen der eigentlichen Flutzone entrückt sind.

Und wo immer der Neolithiker sich im Inneren des Landes ansiedelte, da geschah es, wie uns das die megalithischen Steinbauten zeigen, längs der Wasserläufe. Bei weiterem Vordringen werden die Landseen bevorzugt, aber auch auf trockenem Boden nach wie vor an dem Pfahlbau festgehalten — dort die Schweizer Seedörfer, hier die Terramaren.

Wir sehen also in Europa eine makroskopische Wiederholung des Befundes von Celebes. Wenn man die Pfahlbaurasse bei uns genauer gerade aus den Landseen kennt, so hängt das damit zusammen, daß die Pfähle hier seit der Stein- und Bronzezeit der Fäulnis widerstanden.

Sarasin hat auch versucht, sich über die Konstruktion unserer neolithischen Pfahlbauten ein genaueres Bild zu verschaffen. Er fand bei einer sorgfältigen Ausgrabung im Torfmoore von Wauwyl in der Tat Anklänge an die malaiische Bauweise, einen weit bedeutsameren Einblick brachte ihm indessen die Wahrnehmung, daß der griechische Tempel im Männerhause von Celebes, der Lobo, sein lang gesuchtes Vorbild findet. Bekanntlich leiteten auch die Griechen ihren Tempel vom Megaron, dem Männerhause her. Der besondere Charakter desselben kam dadurch zustande, daß der ursprünglich auf Pfähle gestellte Versammlungsraum des Männerhauses sich in den Architrav des Tempels verwandelt hat, während der ursprüngliche Versammlungsraum in die Cella, also auf ebene Erde ver-

legt worden war; auch diese fand Sarasin übrigens bei einigen Pfahlhäusern von Celebes als einen wirtschaftlichen Zwecken dienenden, zwischen den Pfählen befindlichen Verschlag bereits vorgebildet. Die Triglyphen, die die Kunstgeschichte seit Vitruv als Balkenköpfe angesprochen hat, entsprechen den Fenstern der Lobo, die in Celebes gelegentlich gleichfalls durch zwei Längsstäbe in drei Felder geteilt vorgefunden wurden; wie denn Euripides, dem die Gestalt des Megarons noch gegenwärtig war, den Pylades seinem Freunde die Worte zurufen läßt: „Schau zu den Triglyphen hinein, wo es Raum hat, Dich hinab zu lassen!“

Wenn sich aber die Gestalt, die eine alte Bevölkerung ihren Wohnräumen gab, im letzten vorchristlichen Jahrtausend in Bauten erhalten hat, die den konservativen Kultzwecken dienen, so dürfen wir annehmen, daß sie im zweiten und dritten vorchristlichen Jahrtausend, im Bronze- und Steinzeitalter auch den Profanbau beherrscht hat, und da der dorische Tempel ein thrakisches Requisit ist, die Thraker aber als Ostarier von der Ostsee stammen, so dürfte sich der Tatbestand ungezwungen in die hier vorgetragene Theorie einpassen — die Annahme vom ozeanischen Ursprunge des Neolithikers. Seine und damit auch unsere Vergangenheit lag auf dem Wasser.

Zum Schlusse noch eine sprachliche Anmerkung. Grillparzer gibt in seinem erst neuerdings über die Bühne gegangenen, an ethnographischen Hinweisungen reichen Drama Libussa eine mythische Deutung des Wortes Prag. Praha bedeutet tschechisch die Schwelle. Ganz ähnlich lautet aber das slawische prach = Asche, Staub, Abraum. Wenn dieses die ältere Bedeutung des Wortes ist, so würde man im Pfahlbauzeitalter an Stelle von: „Ich überschreite die Schwelle“ gesagt haben: „— den Abraum“. Dieser mußte ja, wie wir das von den Terramaren kennen und uns von den Kjökkenmöddingern vorstellen müssen, einen zwischen den Pfählen des Hauses allmählich sich verbreitenden Hügel bilden, dessen Fuß derjenige überschreiten mußte, der die „vier Pfähle“ eines Hauses betreten wollte — eine Frage an die Sprachkundigen?

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden](#)

Jahr/Year: 1907

Band/Volume: [1907](#)

Autor(en)/Author(s): Hentschel W. L.

Artikel/Article: [I. Ozeanien, die Heimat des Neolithikers 1003-1007](#)